Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 88. Bromberg, den 15. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

Urheberschutz für (Copyright by) Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1922.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

27.

Es war der Tag, da der Jaun und die Cille aus dem Isengrund gingen. Er war schon vorgerückt. Sie hatten frühzeitig gehen wollen, aber immer hatte die Cille noch etwas vergessen, und noch immer hielt sie etwas zurück. Bei der Clari-Marie waren sie noch gewesen, Behüt' dich Gott zu sagen. Es war kein langer Abschied. Zwischen dem Jaun und ihr war eine Scheidewand ohne Tor. Ein trockenes „Ade" war alles, was sie für einander hatten. Auch als die beiden Schwestern die dürren, knochigen Hände zusammenlegten, war wenig Zärtlichkeit dabei; dergleichen tat sich da oben nicht; aber es klang doch sonderbar verhalten, dumpf und unsicher, als sie einander „Leb gesund" sagten. Der Cille zuckte der Mund in verbissenem Flennen, und das spärliche Wasser blitzte in ihren Augen auf. Nun saß die Clari-Marie am Fenster und sah den beiden nach, wie sie dorfaus schritten.

Der Weg war feucht von Nebel, die am Himmel gehangen hatten, ein graues Licht lag über der Landschaft, der Himmel war fahlblau, ohne Wolken und ohne Sonne, etwas Müdes lag in der Helle des Tages. Drüben war der Hansi, der Taglöhner, mit den zwei Kisten auf dem Rücken, die einen Teil der Habseligkeiten der Abziehenden enthielten, auf der Straße zum See hinab verschwunden. Jetzt tauchten der Jaun und die Cille selber auf, zwei schwarzgekleidete hohe, hagere Gestalten, jener, den steifen Filzhut auf dem schwarzen Haar, ohne Umschauen gemach, aber stetig fürbaß schreitend, diese ein paar Schritte hinter ihm, bald hierseits, bald dortseits der Straße gehend. Die Cille hatte einen schleppenden Gang, so als löste der Schuh sich schwer von der Scholle, auf die er trat. Es brauchte keiner zu hören, daß der Weg ihr nicht leicht wurde, in ihrem Schreiten allein lag es, daß sie Schritt um Schritt zäh und mühsam sich vom Heimatgrund losriß. Jetzt wendete sie sich noch einmal, sah einmal zur Linken an die Hänge, einmal zur Rechten und dann mit einem großen Blick über das ganze weite Tal, bis an den Wildifirn im Westen, der breit und in trübem Licht herniederschien. Dann senkte sie den Blick, bis er am Fenster hängen blieb, an dem die Clari-Marie saß, und da war es, als wolle sie die langen Arme zum Grüßen heben. Aber es schien nur so. Mit der umständlichen, mühsamen Art ihres Ganges drehte sie sich ab und folgte dem Jaun, dessen Kopf noch einmal sichtbar wurde, während er auf der Seestraße hinabstieg.

So sah die Clari-Marie von ihrem Fenster aus die hinweggehen, die noch zu ihr gehört hatten.

Es war still nachher. Aber die Clari-Marie war es, als sei die Stille nicht nur im Hause, sondern als läge sie über dem ganzen Dorfe. Und dem war so. Der Hausrat des Löwenwirts, des Huber, wurde fortgeschafft auf der Straße, die die Clari-Marie übersah. Er selber kam ihm nachgeschritten. Mit ihm ging der davon, der hatte Leben ins Bergland bringen wollen. Er konnte bei seinem Weggang den unvollendeten Straßenunterbau zu seiner Rechten liegen sehen, wo er im Anfang seiner Isengrunder Zeit die Taglöhner hatte arbeiten lassen und von welchem Werk er gesagt hatte: „Welt auftun will ich das Tal, daß sie hereinkommen die Fremden!"

Als er fort war, zuckten die vom Isengrund auf: „Hätten wir ihn nicht gehen lassen!" Dann gingen sie wochenlang faustend am Zieglerhaus vorbei: „Die da drin ist schuld, daß es wieder tot ist da oben bei uns, daß wir wie aus der Welt sind!" Allgemach fügten sie sich, und der alte Friede kam in die alte Stille hinein. Der Clari-Marie gaben sie eine Nachfolgerin. Und jene saß an ihrem Fenster, immer dieselbe feste, hartsinnige Frau, etwas ungelenker geworden, aber aufrecht und stark, und sah die kleinen Geschicke des Tals sich erfüllen, sah auch das sich ändern, daß das Dorf dem Kehle-Gisler, dem „Lätz" Ehre antat, den sie sein Leben lang gelästert und geplagt hatten, dem toten Kehle-Gisler freilich.

Auf das Rothorn war ein junger Stadtherr gestiegen. Den „Lätz" hatte er als Führer mitgenommen. Das Wetter war unsicher; plötzlich fiel es ab, im höchsten Gebirg trat Nebel ein, dann Schnee. Der Stadtherr kam von der Rothornhütte zurück und stieg im „Löwen" ab; ihm sei das Wetter zu wenig vertrauenerweckend gewesen, umgekehrt sei er an der Hütte! Dann erzählte er weiter: Zwei andere Touristen, die er in der Hütte angetroffen, hätten sich nach dem Berg aufgemacht! Als er und der Gisler in der Hütte sich zum Abstieg rüsteten, hatten sie vom Berg her Hilferufe vernommen. Der Gisler stieg hinauf, die Wagehälse zu retten. Er selber wollte im „Löwen" die Rückkehr der Männer erwarten.

Die Erwarteten kamen nicht. Der Herr, der im „Löwen" wartete, ließ den Jacki, den Führer, rufen. Was er meine, fragte er den. Der Jacki, der schwer grau gewordene, aber immer noch aufrechte Mann, sah an der Rothornlehne hinauf, soweit sie sichtbar war und nicht der zähe, dichte Nebel sie verdeckte. „Der Gisler ist ihnen nach?" fragte er, und als der andere bejahte, gab er mit dürren Worten zu: „Wenn sie den Gisler bei sich haben, ist keine Gefahr. In der Rothornhütte werden sie jetzt sitzen und klar Wetter abwarten."

Dann reiste der Herr aus dem „Löwen" ab, nachkommen sollten die andern; er hätte nicht warten können. Sie kamen nach. Am Tag nachher schwankten sie mit schlotternden Knien und zerrissenen Kleidern bei Zunachten ins Dorf. Eine Schar Männer und Weiber sammelten sich um sie, denen die Todesangst noch aus den Augen sah und die anfänglich ganz verwirrte Reden führten. Endlich brachten sie ihre Geschichte heraus. Die Nebel und ein Schneesturm hätten sie auf der Höhe des Rothorns überfallen. Dennoch hätten sie den Abstieg versucht, sich aber verstiegen und an wegloser Wand um Hilfe gerufen. Gegenrufe hätten sie vernommen, bald auch die Stimme des Gisler, des Führers, erkannt; der aber habe sie nicht erreicht, wohl umgekehrt müsse er sein. Mit namenloser

Mühe seien sie danach der Wand und dem Tode entronnen und —

„Nicht heimgekommen ist er, der Gisler," fiel der Jacki, der dabei stand, ihnen in die Rede. Die andern stutzten und sahen den Berg an. „Er — er wird sich wohl finden," stotterte der eine.

Da schoß dem alten Jacki das Blut zu Kopf. „Er ist ein alter Mann, der Gisler, Herren," murrte er. „Retten hat er euch wollen, obgleich er hat wissen müssen, daß es auf Leben und Tod geht, und eher auf Tod als auf Leben. Hinauf müssen wir, ihn suchen."

Sein Blick sagte das Weitere: Ihr werdet mitgehen, Herren, das gehört sich nicht anders!

Die Fremden sahen wieder den Berg an, schüttelten sich, langten in die Taschen: „Ja, ja, suchen sollten sie gehen, die vom Isengrund, auch einen kleinen Lohn wollten sie daran wagen; weil sie doch selber jetzt heim müßten, Eile hätten, heim zu kommen, halt!"

Sie kratzten ein paar Franken aus der Tasche bei den Worten; aber als sie die dem Jacki reichen wollten, spuckte er aus: „Pfui Teufel, mich zahlen lassen! Ich bin mit dem „Lätz" nicht Freund gewesen, aber —" und er spuckte zum andern Mal. Aus der Art, wie er sich von ihnen abwendete, konnten die zwei merken, vor wem er ausspuckte. Sie zogen die Achseln hoch, setzten den Herrenstolz auf und traten ins Gasthaus.

Zehn Männer vom Isengrund stiegen mit dem Jacki zu Berg.

Die Clari-Marie saß an ihrem alten Platz, als sie drei Tage später mit einer Bahre, hinter der der Hansi und andre mit entblößten Köpfen schritten, der Kirche zu zogen. Die Glocken läuteten; für den läuteten sie jetzt, den sie keinmal im Leben hatten herrufen können. Es war ein ganz langer und ein ganz feierlicher Zug. Und die Clari-Marie, die um die Art wußte, wie der „Lätz", den sie da forttrugen, gestorben war, richtete sich auf und sah dem Gräbtzug nach. Alleweil noch lernen mußt, Clari-Marie, alleweil noch lernen! Ein Unfrommer ist er gewesen, der Kehle-Gisler, und ob einer Tat ist er gestorben, wie kein Frommer sie größer tun kann. Immer noch lernen solltest, Clari-Marie! Ihr Gesicht war herb und fahl.

*

Die Zeit ging und ging. Die junge Hebamme hatte im Isengrund Arbeit, wie die alte gehabt hatte, und um so viel Junges sie aufbrachte, um so viel Altes legte der Columban, der Totengräber, ins Erdruhebett. Die Viktorine, die Pfarrmagd, legte er hinein. „Der Pfarrherr wird auch bald den letzten Durst haben", sagten die vom Isengrund und gaben ihm einen Vikar, damit er es leichter habe.

Wieder ging die Zeit und ging. Aus dem Tal kam die Nachricht herauf: „Ausgewandert sind sie jetzt, der Furrer und seine Frau, nach Amerika sind sie."

Da kam der Hansi abermals zur Clari-Marie. Mit fröhlichem Gruß trat er ein, ein gesunder, froher Mensch; immer mehr schoß ihm der reiche Lebenssaft in die Glieder.

„Ihr wißt, Base, es will uns ein zweiter Segen ins Haus kommen. Die Claudi will keine haben als Euch. Kommt Ihr?"

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick ihrer grauen scharfen Augen an, die seit geraumer Zeit tiefer in den Höhlen lagen. Dann erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl. „Geh nur", sagte sie, „ich will mich richten. Am Nachmittag komme ich."

Als sie in der Kehlehütte war, ließen die zwei sie nicht mehr fort. „Der Weg ist zu weit für Euch anfangs und zu steil. Bleibt doch hier ein paar Tage!"

Zuerst wies sie sie kurz ab. Als sie mit Drängen nicht nachließen, gab sie zögernd nach. „Ein paar Tage, bis die Claudi mich nicht mehr braucht, meinetwegen", sagte sie. Der Tobias, der kleine, dreijährige Bub, hing ihr in den Röcken, als sie das sagte. Er hatte seiner Mutter große braune, warme Augen und seines Vaters welliges braunes Haar. Selbst die weiße Locke darin hatte er geerbt. In dem Haar spielte die glasige Hand der Clari-Marie, als sie das sagte: „Ein paar Tage, meinetwegen."

Am letzten dieser Tage war es, daß die Clari-Marie aus der Hütte trat, wo sie zum letztenmal die Claudi besorgt hatte, die jetzt, mitsamt ihrem Zweiten, einem Mädchen, schlief. Am Abend wollte sie nach dem Isengrund, nur den Hansi wollte sie noch erwarten, der auf Taglohn aus war und daheim sein mußte, wenn sie ging.

Die Clari-Marie war aus der engen Stube getreten, weil eine Unruhe sie trieb, seit sie nun wieder heim sollte, in die Stille hinab. Ein Sturm fuhr durch das Tal heraus, der Himmel war grau, und schweres braunes Gewölk trieb vom Wildfirn her talauswärts. Der Wald über der Hütte rauschte, die Baumkronen bogen sich und schnellten wieder auf, immer mächtiger schwoll das Rauschen. Die Clari-Marie trat an die Kehle hinüber, wo ehedem das Obdach des Gisler gestanden, und legte den festen Arm auf den Fels. Der Wind kam gefahren und schlug ihr in die stoffreichen Röcke, das wehte und pfiff; das graue Haar löste sich ihr in Faden und wehte ihr in die Stirn und über die Augen. Aber sie stand fest und schaute aufs Dorf nieder. „Jetzt mußt wieder da hinab", ging es ihr durch den Sinn, und zum erstenmal seit langer Zeit war wieder ein Wunsch in ihr. Jetzt wärst doch gern noch dageblieben, bei dem Bub, dem Tobias, bei —

Plötzlich kam wieder die Bitterkeit über sie. Zu was bist noch nutz, du, Clari-Marie! Alles ist dir fehlgegangen im Leben! Viel hast gewollt, und alles, was gewollt hast, ist falsch gewesen! Dich braucht keiner mehr! Übrig bist lang!

„Du — du — Base", kam da ein kleiner Schrei mit dem Wind; und im Wind selber, halb gesprungen, halb hergeweht, kam der runde kleine Bub, der Tobias. Er warf sich an die Clari-Marie, hob das braune Gesichtlein. „Ich habe dich gesucht", plapperte er außer Atem. Die Augen strahlten ihm. „Gelt, gehst nicht fort, du?" fragte er dann.

Da sah die Clari-Marie auf ihn nieder. Ihr Gesicht war gelb und bleich und fest wie immer, die Augen lachten nicht unter den scharfen Brauen. Aber sie hob den Bub auf, und als sie ihn nahm, schlug ihr das Herz hoch, und sie hielt ihn fest an sich, wortlos, seine Wange an die ihre gepreßt. „Komm", sagte sie, „zu windig ist es; hinein mußt."

So trug sie ihn nach der Hütte, und das Herz schlug ihr hoch und war voll einer unbändigen Freude!

Vielleicht — vielleicht will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und hart und verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!

——: Ende. :——

*

Wir möchten unsere Leser darauf aufmerksam machen, daß der Roman „Die Clari-Marie" von Ernst Zahn in der „Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart" als Buch erschienen ist. — Die Schriftl.

Vollendung.

Skizze von **Otto Franzmeier.**

In einer Vorstadt von Mailand, zwischen dem Kastell und dem Kloster Santa Maria delle Grazie, balgen sich an einem Novembertage des Jahres 1498 auf der Gasse zwei halbwüchsige Burschen. Maßlos erbittert trommelt Niccolo, Leonardo da Vincis Schützling, auf den rothaarigen, sommersprossigen Dolfo ein.

„Das will ich dir austreiben, du Lümmel. Meinen Messer Leonardo zu beschimpfen! Du — du!" Klatsch, klatsch! — „Der wäre nichts! Maler ist er, Bildhauer, Architekt, Musiker, Mechaniker, Ingenieur, Chemiker, Physiker, Anatom, Mathematiker, Kunsttheoretiker und Mensch — Mensch! — Willst du noch mehr wissen, du Lausejunge? Dann kann ich dir noch ein Dutzend hinten aufzählen."

Doch Dolfo hat sich losgerissen und läuft heulend davon. —

Um dieselbe Stunde lehnt Leonardo da Vinci verdrossen an einem Schraubstock seiner Werkstatt. Er starrt immer wieder auf den seltsamen Riesenvogel, der nach seinen Plänen und Berechnungen entstanden ist und dessen Flügel sich vom Fußboden bis fast zur Decke ausbreiten. Mit ihm will er das Problem des Fliegens lösen. Seit Jahren schon sitzt es ihm wie ein Fieber in Hirn und Blut: Er muß und will fliegen, um jeden Preis.

Heute hat er doppelten Ärger, denn erstens will die Arbeit an seiner Flugmaschine trotz durchgrübelter Nächte und fieberhaft fleißiger Tage nicht so von statten gehen, wie er möchte und wünschte, und zweitens hat ihn soeben der Prior des Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie wieder in recht unangenehmer Weise gemahnt, doch endlich das große Gemälde seines Abendmahls zu vollenden.

Freilich, wenn er alles mit ruhigem Kopf betrachtet, so kann er dem Kloster wohl das Recht zugestehen, ungeduldig zu sein; denn wie oft ist er mitten aus eifrigem Schaffen davongegangen und monatelang nicht zurückgekehrt! Es gab auch immer wieder etwas Neues zu berechnen und zu lösen, zu bedenken und zu versuchen, was ihm im Augenblick wichtiger war als das Ausmalen des Bildes. Doch was er auch schuf und trieb, sein rastloser Geist war nie zufrieden.

Unruhig geht Leonardo auf und ab. Es wurmt ihn mehr, als er sich eingestehen will, daß man ihn an die Vollendung seines Abendmahls, an ein gegebenes Versprechen, erinnern muß. Das große Werk ist ja fast fertig. Für einen jeden Jünger hat er den entsprechenden Charakterkopf gefunden, zuletzt noch den des Judas, nach dem er jahrelang suchte. Aber, aber — wo findet er ein Modell für den Heiland, der einsam in der Mitte des Bildes thronen und doch einend das Ganze krönen soll?

Da betritt Melzi, sein Schüler, aufgeregt die Werkstatt: „Meister, draußen steht ein Mann, ein wundersamer Heiliger, der verlangt mit aller Gewalt Euch zu sprechen. Ich habe versucht, ihn zurückzuhalten, weil Ihr nicht gestört sein wollt. Er aber wankt und weicht nicht und behauptet, er würde Euch willkommen sein."

„Willkommen sein, willkommen sein . . .", lächelte wehmütig der Künstler, „so hole ihn!"

Die Tür tut sich auf. Herein tritt mit edlem Anstand, hoheitsvoll und demütig zugleich, arm scheinbar und dennoch reich, ein vielleicht fünfunddreißigjähriger Mann, grüßt, steht und schaut den Meister an.

„Wer seid Ihr, guter Freund, und was bringt Euch zu mir?"

„Man nennt mich Francesco, den Eremiten vom Berge, und was mich herführt, ist Gottes Befehl."

„Ihr macht mich neugierig. Erzählt! Doch setzet Euch zuvor!"

Ein mildes, weihevolles Licht verklärt den ganzen Raum. Aus dem ernsten, durchgeistigten Antlitz des Fremden strömt ein überirdisches Leuchten.

Leonardo steht wie gebannt. Er fühlt den Blutstrom stärker, freudiger durch die Adern wallen, greift unwillkürlich zu Stift und Skizzenblock und zwingt seine Aufregung gewaltsam zur Ruhe.

Und Francesco erzählt: „Ich hatte vergangene Nacht einen seltsamen Traum. Der Heiland selber trat in meine einsame Klause, schaute mich lange mild und gütig an und sprach: „Francesco, gehe in die große Stadt! Dort wirst du einen Meister finden, Leonardo mit Namen, der suchet dich. Sag' ihm, ich sende dich." Da ließ ich alles, kam und bin nun da."

Erschüttert hört der Meister diese Worte, erschüttert und doch unsagbar froh. „Der Heiland selber sandte Euch? Gott, dir sei Dank! Nun wird ja alles gut."

Man bringt dem Eremiten Brot, Fleisch und Wein. Der rührt nichts an, bis Leonardos Werk getan ist. In fliegender Hast eilt des Künstlers Stift über das Papier und zeichnet feine, überaus zarte Linien und Striche. Ein Rausch hat ihn ergriffen, und was er tut, ist nichts als Gottesdienst. Als die Erregung weicht, der Stift ruht, da steht der Christuskopf auf dem Karton, so wie der Meister ihn als Krönung seines Abendmahls ersehnt.

Nun ißt der Eremit ein wenig und geht und kommt nie wieder. Doch lange noch weilt hehres Licht in Leonardos Raum.

Am anderen Morgen, beim allerersten Tagesgrauen, eilt Leonardo da Vinci die Straße vom Kastell hinab zum Kloster Santa Maria delle Grazie. Nicht einen Blick hatte er für seinen Wundervogel; heiliges Feuer brennt in seinen Adern.

Bald steht er im Refektorium des Klosters. Er entfernt den Vorhang von seinem großen Bilde, richtet Palette und Farben her und malt hier und da einen unbedeutenden Strich. Ganz stille ist's im langen Speisesaal; durch das Fenster bricht die Morgensonne.

Da zieht Leonardo seine Skizze von gestern hervor, schaut das Abendmahl an und beginnt emsig zu schaffen. Die Glocke der Kirche läutet; auf dem Gezweig vor dem Fenster schaukelt sich ein Vöglein. Es ist, als ob die Gestalten der Jünger lebendig werden, sich recken und auf das Heilandsantlitz schauen, das immer deutlicher hervortritt.

Plötzlich stockt des Meisters Pinsel. Mitten im Malen, in weihevoll andächtigem Schaffen, fällt ihm irgendeine mathematische Formel ein. Schon will er zurücktreten, ein Blatt nehmen, rechnen und davongehen, da hört er wieder des Eremiten klangvolle tiefe Stimme: „Man nennt mich Francesco, den Eremiten vom Berge, und was mich herführt, ist Gottes Befehl."

Da ist die Versuchung bezwungen; aufs neue fliegt der Pinsel über die Wand. Die Mönche haben schweigend und ehrfurchtsvoll zu Tisch gesessen. Leonardo hat sie nicht gesehen, nicht gehört.

Als nun das Abendlicht verklärend in den Saal fällt, ist der Christuskopf vollendet, mit ihm das ganze gewaltige Bild. Leonardo da Vinci tritt erschöpft zurück, steht lange und schaut. Dann faltet er die Hände und lächelt sein seltenes Lächeln der Befriedigung.

Melzi, sein Schüler, sein treuester, ist hereingetreten, sieht das Bild vollendet und ahnt die Größe und Herrlichkeit. Er schluchzt plötzlich auf und fällt dem Meister zu Füßen.

Durch das geöffnete Fenster dringt Orgelklang und der Mönche weihevoller Chor: „Gloria in excelsis Deo".

Höfische Intermezzi.

Von G. A. Mulach.

Der Mensch, der das „Juhu!" und „Duliö!" erfunden hat, der muß schwer belastet gewesen sein. Mit egal Sonne im Herzen.

Ich finde, die Weltgeschichte und was da so darin herumbummelt, sieht gar nicht danach aus, daß man jemals in die Verlegenheit kommen könnte, „Juhu!" zu jodeln. Aber die Menschen sind mitunter so komisch. Wenn beispielsweise jemand zweitausend Meter Berg hinaufgeklettert ist, dann schreit er entweder „Juhu!" oder „Duliö!" Schreit jemand auf einem Feuerwehrfest „Hurrah!", dann kann man das noch verstehen, aber die Geographie beduliöen? Warum?

Und dann — gibt es auf der Welt überhaupt nur zwei Menschen, die so ins Muster passen, daß es niemals zwischen ihnen eine Dissonanz gibt? Die Sache mit dem seelischen Gleichgewicht ist auch ein oberfauler Zauber. Als wenn ein Turmseilkünstler seiltanzen könnte, wenn ihm andauernd und mit hartnäckiger Fortgesetztheit an der Stange herumgewackelt wird. Und — wird nicht etwa stets und ständig an unserem Innenleben herumgewackelt?

Man kann sich herausgreifen, was man will, Hunde, Katzen, Lackschuhe, Automobile, Füllfederhalter — man hat seinen Ärger damit. Kleinen Ärger, großen Ärger, hundsgemeinen Ärger, bis hinauf zu den schönsten Vorbedingungen für den ersten Schlaganfall.

Da ist beispielsweise der Hof. Was ein Hof ist, das weiß ein jedes Kind. Ein Hof ist eine mehr oder minder wichtige Angelegenheit von mehr oder minder einschneidender Bedeutung für, sagen wir einmal, für die Hofbenutzer oder Nichthofbenutzer. Oder Hofnichtbenutzer. Es ist so lang wie breit.

Wenn mir jemand die Frage vorlegt „Womit wäscht man Tiger?", dann werde ich bestimmt unfreundlich. Es ist eben kein Witz, denn ich bezweifle, daß irgend ein vernünftiger Mensch gemeinsam mit einem Tiger ins Badewasser steigt. Aber Hofbenutzer sein, einen Hof hinter den Prachträumen seiner vierstöckigen Mietskaserne wissen, das ist ein Witz, den sich die Großstadt mit martergepfählten Mietshausindianern erlaubt.

„Du solltest dich nicht ärgern", hub meine Frau zu sprechen an. „Ärger macht vorzeitig alt."

Mein Freund Emil faßte die Sache anders auf. „Das kommt davon, weil du ein Pessimist bist. Pessimisten ziehen beständig das Unglück zu sich heran."

„Stimmt", sagte ich. „Ich hätte Staatstheaterintendant,

Schönheitswettbewerber oder Preisboxer werden sollen. Den Optimismus kann man nicht erzwingen."

Jedoch zur Sache.

Wenn die Welt der Tummelplatz des Teufels ist, dann ist die Mietskaserne unzweifelhaft sein Vergnügungsetablissement. Ganz bestimmt aber seine persönliche Erfindung. Dieser Ansicht bin ich nicht allein, und erst kürzlich sagte mir jemand mit Beziehung auf diese Erfindung der Grundstücksspekulation: „Das ist die Hölle auf Erden." Es muß also stimmen.

Was es in einer Mietskaserne alles gibt! Ich habe hartgesottene Stammtischbrüder weich und bleich werden sehen wie Quarkkäse, wenn sie von ihrem trauten Heim zu schluchzen anfingen. Vom andauernd rauchenden und qualmenden Stubenofen bis zur durchgeregneten Stubendecke, vom harmlosen Treppenhaustratsch bis zum kompletten Hausfriedensbruch mit erschwerenden Nebenumständen. Wen der Herr züchtigen will, den steckt er mittenmang die zwanzig Parteien eines normalen Achtfamilienhauses einer übervölkerten Großstadt. Höchstens ein Amtsrichter kann sich noch die tiefen Einblicke in das andauernd Gegensätzliche dieses Daseins verschaffen, die demjenigen möglich sind, der mit einer modernen Zweiundeinhalbzimmer-Wohnung behottentottet ist.

Aber was ist die kasernste Mietskaserne gegen ihren Hof! Gegen ihren von Ziegelsteinhauswänden, Kinderwindeln, Teppichstangen, Hauskehrichttonnen und gesungenen Rasenbänken auf Elterngräbern umsäumten Hof. Es ist wie Lindenblattgesäusel gegenüber einem fis-dur Akkord von achtundzwanzig gleichzeitigen Damfsirenen.

Auf einem Mietskasernenhof spielen Mietskasernenkinder. Und machen Krach. Es ist eigenartig, aber jedes noch so ruhige Kind, auch wenn es doppelseitig taubstumm und rundherum gelähmt ist, macht, wenn es auf einem Mietskasernenhof spielt, Krach. Weil dem so ist, gehört zu jedem Hof eine Krachzuständigkeitsstelle, die über Lautstärke und Umfang des Mietskasernenhofkinderkrachs Erhebungen anzustellen und diesbezügliche Statistiken zu führen hat.

Sind ausnahmsweise keine Kinder auf einem solchen Hof, so gibt es nichtsdestoweniger Krach. Indem Teppichstange und Ausklopfer in Betrieb gesetzt werden. Dies geschieht vorzugsweise in den Mittags- und Abendstunden. In den noch übrig bleibenden Stunden vergnügt sich irgend ein Schaukelpferd von Drahthaarwindpockenseidenpinscher auf dem Hof. Bellend, jaulend, kratzend und wieder jaulend. Und auch anders.

Hinzu kommen gelegentlich musikalische Vorträge. Instrumental und vokal. Hier und da sogar gemischt. Dann ist es bestimmt ein Herr, der die Lerchen der näheren Umgebung an seinen bunten Liedern in die Luft klettern läßt und dazu auf einer Klampfe herumhaut. Dann bekommen die sentimental angehauchten Gemüter Druckstellen an den Ellenbogen. Weil die Fensterbänke in den Mietskasernen nicht gepolstert sind.

Ich aber bekomme Gehirnschwielen. Und eine blasse Gesichtsfarbe. Und das Mittagessen schmeckt mir durchaus nicht mehr. Ich bin eben mit zuviel Mangel an Musikverständnis und Rührseligkeit behaftet.

Punkt. Soviel zur Orientierung.

Also — Birnbaums haben sich einen Hund zugelegt. Siehe weiter vor: Drahthaarwindpockenseidenpinscher. Makuleitens haben Kinder. Zwo Stück. Die Kinder sind erheblich älter und hausansässiger als der vorbenannte Hund. Sie spielen, was ich nicht verhindern kann, hin und wieder auf dem Hof.

Zu bemerken ist ferner, daß Makuleitens Kinder auf dem Hof nach Aussage der Krachzuständigkeitsstelle, vertreten durch Frau Hausverwalterin Kornblum, Krach machen.

Weiter.

Birnbaums Hund benutzt den Hof. Ich muß auch hier sagen: leider. Frieda, Makuleitens Jüngste, ist in was mit Birnbaums Hund hineingefallen. Folge: Krach. Auf dem Hof, im Treppenhaus, bei Makuleitens, bei Birnbaums und bei Frau Hausverwalterin Kornblum.

„Hunde gehören eben nicht auf den Hof."

„Kinder gehören auch nicht auf den Hof. Die gehören auf die Straße."

„Darüber haben Sie doch nicht zu bestimmen."

„Haben Sie vielleicht über meinen Hund zu bestimmen?"

In den im Hausflur geführten Dialog orgelt der auf dem Hof anwesende Orgelmann das Lied vom weißen Flieder, der wieder einmal so schön blüht. Makuleit senior geht vom Forte zum fff über.

„Hier wird ja überhaupt alles geduldet."

„Hier wird gar nichts geduldet, aber die Leute nehmen sich zuviel heraus." Das sagte, schlicht in Auffassung und im Ton, Frau Kornblum. Und deshalb fängt auch Herr Birnbaum an zu brüllen.

Ja, und dann findet die offizielle Grundsteinlegung einer Gerichtsverhandlung statt. Birnbaum hat die Kornblum an den Zopf gefaßt, Makuleit dem Birnbaum die Glatze onduliert und die Kornblum einige Pfund Verbalinjurien von sich gegeben.

Ich aber werde blaß. Auf meinem Schreibtisch wackelt die Lampe, meine Bilder tanzen Cancan, das Treppenhaus ist gedrängt voll von tobenden, zornbebenden Menschen, und über mir schwankt die Zimmerdecke wie ein Atlantikfahrer bei Windstärke zwölf.

Vielleicht gibt es nächste Woche Krach, weil Birnbaums Drahthaarwindpockenseidenpinscher in was mit Makuleitens Kinder getreten ist.

„Du solltest dich nicht ärgern", hub meine Frau zu sprechen an.

Bunte Chronik

*** Die Leiche soll sich selbst für tot erklären.** Trotz der fortschreitenden Vervollkommnung ärztlicher Kunst werden von Zeit zu Zeit noch Fälle bekannt, in denen Scheintote begraben wurden oder nur im letzten Augenblick noch diesem Schicksal entgingen. Ein französischer Politiker schlug deshalb kürzlich vor, die gesetzliche Bestimmung zu treffen, daß jeder Verstorbene von ärztlicher Hand eine Dosis rasch wirkenden tödlichen Giftes in die Pulsader eingespritzt erhält, um einen etwa Scheintoten vor einem entsetzlichen Schicksal zu bewahren. Nicht so einfach, aber doch weit zweckmäßiger als diese Radikalmethode erscheint das Verfahren, daß der Marseiller Arzt Icard vorschlägt, nachdem er es praktisch erprobt hat. Von der Erfahrung ausgehend, daß die Zersetzungserscheinungen des menschlichen Organismus sich zuerst in der Lunge äußern, will Icard die kaum wahrnehmbaren Schwefelwasserstoffgase, die sich bei diesem Prozeß entwickeln, als Beweis dafür benutzen, daß der Verstorbene nicht nur scheintot ist. Um das Vorhandensein oder ehlen dieser Gase festzustellen, wird dem Verstorbenen ein kleines Stück Papier in die Nase geschoben, auf dem mit farbloser essigsaurer Bleilösung irgend ein Zeichen oder ein Buchstabe geschrieben wurde, der aber vorläufig unsichtbar ist. Entwickeln sich aus der Lunge heraus Schwefelwasserstoffgase, so wird die Schrift innerhalb spätestens 24 Stunden gut sichtbar, und der Verstorbene erklärt sich auf diese Weise gewissermaßen selbst für tot. Bleibt die Schrift dagegen unsichtbar, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein Fall von Scheintod vorliegt.

*

*** Das zweite Ich.** In einem Gebiet, das sich von Mexiko bis Südperu und vom Beginn des Unterlaufs des Amazonenstroms bis zum Stillen Ozean erstreckt, findet man zahlreiche Skulpturen von so ausgeprägt eigenartigem Charakter, daß sie als Kennzeichen einer früheren gemeinsamen Kultur angesehen werden können. Es handelt sich um die Nachbildung des sogenannten „zweiten Ichs". Dieses wird durch Statuen von Menschen dargestellt, denen ein Tier drohend auf Rücken und Kopf sitze, und zwar so, daß der Tierkopf über dem des Menschen erscheint und der schlangenartige Tierleib über dessen Rücken herab fällt. Der Sinn dieses zweiten Ichs ist der, daß jedem Menschen bei der Geburt ein Tier zugeteilt wird, mit dessen Wohl und Wehe das eigene eng verbunden ist und das als eigentlicher Träger der Kraft des Menschen gilt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T.-G. o. p., beide in Bromberg.